

**Bibelarbeit beim 2. Landesweiten Männertag 2010
Evang.-luth. Landeskirche Hannover, 12. Juni 2010**

Es gilt das gesprochene Wort

Jakobs Kampf am Jabbok (Gen 32, 23 ff.)

Und Jakob stand auf in der Nacht und nahm seine beiden Frauen und die beiden Mägde und seine elf Söhne und zog an die Furt des Jabbok, nahm sie und führte sie über das Wasser, sodass hinüberkam, was er hatte, und blieb allein zurück. Da rang ein Mann mit ihm, bis die Morgenröte anbrach. Und als er sah, dass er ihn nicht übermochte, schlug er ihn auf das Gelenk seiner Hüfte, und das Gelenk der Hüfte Jakobs wurde über dem Ringen mit ihm verrenkt. Und er sprach: Lass mich gehen, denn die Morgenröte bricht an. Aber Jakob antwortete: Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn. Er sprach: Wie heißt du? Er antwortete: Jakob. Er sprach: Du sollst nicht mehr Jakob heißen, sondern Israel; denn du hast mit Gott und mit Menschen gekämpft und hast gewonnen. Und Jakob fragte ihn und sprach: Sage doch, wie heißt du? Er aber sprach: Warum fragst du, wie ich heiße? Und er segnete ihn daselbst. Und Jakob nannte die Stätte Pnuël; denn, sprach er, ich habe Gott von Angesicht gesehen, und doch wurde mein Leben gerettet. Und als er an Pnuël vorüberkam, ging ihm die Sonne auf; und er hinkte an seiner Hüfte. Daher essen die Israeliten nicht das Muskelstück auf dem Gelenk der Hüfte bis auf den heutigen Tag, weil er auf den Muskel am Gelenk der Hüfte Jakobs geschlagen hatte.

Die Erzählung von Jakobs Kampf am Jabbok gehört ohne Zweifel zu jenen Bibelgeschichten, die schwer zu verstehen sind und vielseitig interpretiert werden können. Wenn man sich der Geschichte annähern möchte, dann macht es Sinn, am Anfang zunächst festzustellen, welche Irritationen das Lesen der Bibelstelle in einem selbst auslöst. Irritationen sind ja nicht selten Schlüssel nicht nur zum persönlichen, sondern auch zum besseren Verständnis einer biblischen Erzählung. Was hat mich also irritiert, als ich die Bibeldarstellung erneut aufmerksam gelesen habe? Wo stimme ich zu, wo staune ich, bei welchen Passagen regt sich in mir vielleicht sogar Widerspruch?

Mein Denken kreist zunächst um die Aussage Jakobs „*ich habe Gott von Angesicht gesehen*“ (Gen 32,31). Denn die Vorstellung, dass der Mann, mit dem Jakob bis zum Sonnenaufgang kämpfte, tatsächlich Gott gewesen sein soll, ist für mich gewöhnungsbedürftig. Die Identifikation des Mannes mit Gott ist zudem nicht nur befremdlich, sondern theologisch äußerst folgenreich; sie wirft eine Reihe weiterführender Fragen auf. Zum Beispiel:

- Wie kann es sein, dass Gott sich in Gestalt eines konkreten Mannes zeigt?
- Wieso kämpft Gott überhaupt mit Jakob? Welches Motiv könnte dieser Kampf haben? Und warum bedient sich Gott eines Mittels wie dem physischen Ringkampf?
- Wie kommt es, dass der Mann, der Gott sein soll, Jakob im Kampf unterliegt? Müsste er nicht selbst in menschlicher Gestalt um ein Vielfaches überlegen sein?
- Wieso verletzt der Mann, also Gott, Jakob an der Hüfte? Fügt Gott uns tatsächlich körperliches Leid zu?
- Wieso kann der Mann eigentlich nur bis zur Morgenröte kämpfen? Fürchtet sich Gott etwa vor dem Licht der Sonne?
- Ist es möglich, dass ein Mensch den Segen Gottes erzwingen kann?

- Und woher stammt die kuriose Vorstellung, dass es tödliche Folgen haben soll, Gott ins Angesicht zu schauen?

Viele Fragen. Fragen, auf die es keine leichten Antworten gibt. Fragen, die auch von Theologen unterschiedlich – teils sogar widersprüchlich – beantwortet worden sind und mich daher auf mich selbst zurückweisen: auf mein persönliches Gottesbild. Viele Fragen, die sich in einer großen Frage bündeln lassen: Wie erlebe ich Gott? Wie begegnet Er mir? In welchen Aspekten stimmt meine Gotteserfahrung mit der Gottesbegegnung Jakobs überein? Und in welchen Aspekten unterscheidet sich mein persönliches Erleben vom biblischen Bericht?

Mir ist natürlich klar, dass es im Hinblick auf derartige religiöse Grundannahmen keine unmittelbare empirische Beweisbarkeit gibt. Wir können Gott in seiner Metaphysis nicht durch Beobachtung belegen – aber das gilt nicht nur für die Theologie, sondern für viele Wissenschaften und ihre Prämissen. Und doch bin ich davon überzeugt, als Arzt und als Lehrer, dass wir Gott in seinem Wirken beobachten können. Nehmen wir z.B. die Entwicklung in der Medizin. Es sind die überlieferten Taten Jesu, die dazu geführt haben, dass ärztliches Handeln sich besonders in der europäischen Tradition auf den Heiland bezogen hat, seine innerliche Begründung in ihm erfährt und auf die Frage, welches Bild eine Ärztin oder ein Arzt von ihrem Patienten haben, mit einem Bezug zum christlichen Verständnis des Lebens als anvertrautes Gut geantwortet wird. Nicht nur die Gründung von Krankenhäusern, Betreuungsstationen, die Versorgung akut in Not geratener, die Unterbrechung kriegerischer Handlungen zur Versorgung Verletzter und letztlich auch die tiefere Begründung für die Solidarität mit Kranken innerhalb einer Gesellschaft, gehen auf ein christlich geprägtes Menschenbild zurück. Zwar bezieht sich das sogenannte ärztliche Ethos auch heute noch gerne auf eine hippokratische Tradition, die medizinisches Handeln erstmalig auf eine rationale Grundlage stellte, eine gewisse Rechtsicherheit im Vertragsverhältnis zwischen Arzt und Patient vermittelte und den medizinischen Behandlungsauftrag mit der Pflicht verband, primär um das Wohl des Kranken bemüht zu sein und in jedem Fall für das Leben einzustehen – aber der Gedanke der Hinwendung zum leidenden Menschen, der den Kranken nicht als Vertragspartner, den es sachgemäß und höflich zu behandeln gilt, sondern als Mitmenschen begreift, geht auf die christliche Tradition zurück. Albert Schweitzer hat quasi exemplarisch für Generationen von Betroffenen und Helfenden diese Zusammenhänge verdeutlicht und sie der – von den naturwissenschaftlichen Erkenntnissen – äußerst positiv beeinflussten, hoffnungsvollen Entwicklung medizinischer Behandlungsmöglichkeiten ins Stammbuch geschrieben: *„Wahrhaft ethisch ist der Mensch und der Arzt nur, wenn er der Nötigung gehorcht, allem Leben dem er beistehen kann, zu helfen, und sich scheut, irgendetwas Lebendigem Schaden zu tun. Er fragt nicht, inwiefern dieses oder jenes Leben als wertvoll – Anteilnahme verdient und auch nicht, ob und inwieweit es noch empfindungsfähig ist. Das Leben als solches ihm heilig.“* Ich möchte solches Denken und Handeln als einen Ausdruck der Empirie – der Empirie Gottes – verstanden wissen.

Selbstverständlich hat diese von mir geäußerte Überzeugung sehr viel mit Glauben zu tun. So wie ich in der Philosophie an die metaphysische Ebene meiner Erklärungswelt glauben muss, so wie ich in der Wirtschaftswissenschaft an bestimmte Prämissen und Eigenschaften glauben muss, ohne die sich ein Modell, das ich aufstelle gar nicht erklären lässt, so wie ich in der Medizin darauf vertrauen muss, dass über meine beschränkte naturwissenschaftliche Erkenntnisfähigkeit hinaus, eine Ebene in der Existenz des Menschen von Bedeutung ist, die ich stützend begleiten kann, die aber außerhalb der Beeinflussbarkeit durch den Menschen steht. Ein Beispiel aus meiner Praxis als Arzt zeigt, welche Rolle der Glaube in meinem Leben spielt.

August 2009:

Ich sitze am Bettrand eines Patienten - wie so oft in den zurückliegenden Monaten, das Licht scheint fahl grau durch den diesigen Morgen in das Krankenzimmer hinein, mein Patient blass, die Decke weit bis in das Gesicht gezogen, rote Augen, die des Weinens müde sind, Stille, dennoch fragender Blick: Was soll nun werden, wenn auch meine zweite Niere ihre Funktion aufgibt?

Schon über die ganzen letzten Wochen hinweg bleibe ich zunächst stumm, mache deutlich, wie schwer ich mitempfinde was das Schicksal meinem Patienten zumutet, habe schon des Öfteren mit weinen müssen - mit ihm und seiner jungen Frau, darüber dass das Ergebnis der zweiten Nierentransplantation ganz andere Auswirkungen auf das Leben dieses Mannes hat - als erwartet und erwartbar. Keine unproblematische Genesung nach der erneuten Transplantation, keine quasi Auferstehung von den Leiden einer unausweichlichen Blutwäsche mit all den Einschränkungen, die eine solche Behandlung notwendig macht, kein Mobilitätsgewinn, keine neuen Perspektiven im gemeinsamen Heim, keine Möglichkeit wieder an den so sehr geschätzten Arbeitsplatz zurückzukehren. Stattdessen - Infektionen, Fieber, Schüttelfrost, immer wieder neue Krankenhauseinweisungen, Abszessbildung unter der Haut, notwendige kleinere Operationen, Schmerzen, Bewegungseinschränkungen. Immer wieder neue Medikamente in der Hoffnung, die Probleme würden sich lösen, würden sich lösen lassen. Immer wieder das Sitzen am Bettrand und das Gespräch über eine bessere Zukunft, verknüpft mit dem Wort Hoffnung. Hoffnung als positives Gegenstück zur Angst, zur real vorliegenden Depression, zur Traurigkeit. Und immer wieder eine enttäuschte Hoffnung. Mit jedem Rückschlag, mit jeder neuen Arztkonsultation, mit jedem schlechteren Blutwert wieder ein Verlust eines gerade aufgebauten hoffnungsvolleren Zukunftsbildes. „Ein Leben möchte ich, das funktioniert“.

Wohin soll das nun führen? Sprachlosigkeit, gemeinsame Trauer, Unterstützung von Menschen, die andere nicht alleine lassen. Professionelle Hilfe mit Medikamenten, die aufhellend - stimmungsaufhellend sein sollen - Hoffnung schenken sollen? Und dann die Diagnose einer schweren Pilzinfektion im Blut, besonders in den Gefäßen des linken Armes. Schwierige, tagelange Diskussionen über die richtige Behandlungsmöglichkeit. Gefahren einer möglichen operativen Sanierung der infizierten Blutgefäße. Lebensgefahr? Der Arm könnte verloren werden. Ich glaube, dass das Risiko einer Operation zu diesem Zeitpunkt zu groß ist und ich habe die Hoffnung, wenn alles gut geht, wenn die Medikamente richtig anschlagen, wenn intensive Behandlung weiter fortgeführt wird, dann wird der Arm nicht verloren gehen – Händefalten in der Hoffnung auf Gott.

Hoffnung auf Gott. Das ist etwas für mich Charakteristisches – nicht nur für mich als einem lutherisch-evangelischen Christen, sondern auch für mich in meinem Beruf als Arzt. Luther fand die Antwort auf seiner Suche nach einem gnädigen Gott in Römer 3,28: „So halten wir nun dafür, dass der Mensch gerecht wird ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben.“ Ein gnädiger Gott zeigt sich auch in der Erzählung von Jakobs Kampf am Jabbok, besonders dann, wenn man die Geschichte im größeren Kontext des Lebensweges Jakobs sieht: Die unbegreifliche Gnade Gottes, der Seinen Heilsplan gerade in und durch die wechselhafte Lebensgeschichte Jakobs verfolgt, bleibt der tragende Grund der gesamten Jakobserzählung. Am Anfang steht eine große Verheißung. Im ersten Buch Mose heißt es über die Geburt Esaus und Jakobs: „Isaak betete zum Herrn für seine Frau, denn sie war kinderlos geblieben, und der Herr ließ sich von ihm erbitten. Als seine Frau Rebekka schwanger war, stießen die Söhne einander im Mutterleib. Da sagte sie: Wenn das so ist, was soll dann aus mir werden? Sie ging, um den Herrn zu befragen. Der Herr gab diese Antwort: Zwei Völker sind in deinem Leib, / zwei Stämme trennen sich / schon in deinem Schoß. / Ein Stamm ist dem andern überlegen, / der ältere muss dem jüngeren dienen.“ (Gen 25,21-23) Gott offenbart also, dass der

jüngere Bruder – Jakob – dem älteren Bruder – Esau – überlegen sein wird und dass er der Stammvater eines Volksstamms werden soll. Das also ist die große Versprechung, der gute Stern, unter dem das Leben Jakobs sich gemäß dem göttlichen Heilsplan entfaltet. Als Jahwe, Jakob dann das erste Mal erscheint, hat dieser die große Verheißung, die an seine Geburt geknüpft war, nach menschlichem Ermessen bereits verwirklicht. Denn der listenreiche Jakob hat Esau das Erstgeburtsrecht abgekauft, was nach menschlicher Logik dazu führen muss, dass nun Jakob der ältere Bruder ist, von dem Gott sagte, dass er unterlegen sein wird. Doch die unverbrüchliche Zusicherung, die Gott am Tage der Geburt gab, bleibt trotz der List Jakobs weiterhin bestehen: Jahwe verlässt Jakob nicht, sondern sorgt dafür, dass er das verheißene Land findet und das verheißene Volk begründet. Es kann als ein Zeichen der Treue Gottes interpretiert werden, wie Gott seine Zusage trotz der Unzulänglichkeit und Sündhaftigkeit Jakobs und der anderen Beteiligten wunderbar in Erfüllung gehen lässt. Es ist eine Zusage an uns, die wir fehlbar und unzulänglich sind. Es ist eine Zusage an den Menschen, der von Natur aus unzulänglich ist. Gottes Plan aber erweist sich als unverrückbar, als Kontinuität Seines gnadenreichen Wirkens. Gott bleibt seinem eigenen Verheißungswort durch alle Zeit treu. Der souveräne Gnadenwille Gottes zeigt sich als unabhängig von den Gesetzes Werken, von Jakob und seinem Verhalten.

Da findet sich also diese Vergleichbarkeit zwischen Jakobs Erfahrungswelt und in Ansätzen meiner Glaubensüberzeugung. So gehe ich mit Albert Schweitzer davon aus, dass das Leben heilig ist, von Gott geliebt und gewünscht. Von Anfang an. Gott verheißt uns eine Zukunft. Er handelt in unserer Lebensgeschichte, auch in unseren Leidens- und Krankengeschichten. Sein Heilsplan durchwirkt das Geschick der Welt, das Schicksal des Menschen. Sein Bund mit uns ist unverbrüchlich, er bleibt uns treu, führt und bewahrt uns. Seine Liebe und seine unergründliche Gnade stehen über den Fehlern, die wir begehen und über den moralischen Urteilen, die wir Menschen fällen. So glaube und hoffe ich, dass auch die Lebensgeschichte meines Patienten unter einem guten Stern steht und der göttlichen Vorsehung folgt.

Ende September 2009:

Die Entlassung, der Weg nach Hause, die Tür des Krankenhauses schließt sich, und ich hoffe für ihn, dass die Entscheidungen, die wir getroffen haben, richtig sind. Dass die Unwägbarkeiten am Ende kalkulierbar werden und dass dieser junge Mann eine Zukunft hat - eine Zukunft, die sich lohnt. Keine drei Wochen später, Sonntagnacht - geht das Telefon. Der Patient ist eingeliefert - notfallmäßig. Schwellungen im Bereich des Oberarms, akute Blutung, Lebensgefahr - wir haben schnell reagiert, wir haben die Nacht über operiert, wir haben am nächsten Tag erneut versucht für unseren Patienten seinen Arm zu retten und es ist uns trotz aller Hoffnung nicht gelungen. Amputation.

Da sind wir wieder am Bett unseres Patienten. Es stellt sich das Gefühl ein, an den Bedingungen der Realität des Lebens gescheitert zu sein. Scheitern im Sinne einer unerfüllten Hoffnung auf Genesung. Dennoch wissen wir, dass wir nur insofern gescheitert sind, als dass das Menschenmögliche nicht zu dem Ergebnis geführt hat, das wir uns gewünscht haben. Wir müssen uns fügen, fügen in das Schicksalhafte. Können wir uns fügen?

Es ist immer leichter, eine Bibelstelle zu verstehen, wenn man sie im Hinblick auf das interpretiert, was aus dem eigenen Leben und Berufsalltag bekannt ist. Es hilft mir, Jakobs Kampf am Jabbok einen Sinn zu geben, wenn ich diese Erzählung im Kontext der Patientengeschichte beleuchte. Als Arzt ringe ich um die Gesundheit – manchmal gar um das Leben – meines Patienten. In diesem Ringkampf lasse ich nicht nach: Ich empfinde es als meine Pflicht – Gott, dem Patienten und mir selbst gegenüber – alles Menschenmögliche zu tun, um das Le-

ben zu beschützen. Ich kämpfe um eine Zukunft, sei sie auch noch so ungewiss. Ich ringe bei Tag und bei Nacht. Und ich verstehe gut, warum Jakobs Kampf sich in der Nacht zuträgt und bei Tagesanbruch ein Ende zu findet. Jeder, der einmal um das Leben oder Wohlbefinden eines Menschen gebangt hat, wird wissen, dass die aufgehende Sonne oft neue Hoffnung entzündet und die Ängste lindert, die in den vielen durchwachten Stunden zuvor das Gemüt dominierten. Ängste, die es unmöglich machten, Schlaf zu finden und die sich in Alpträumen zeigten, wenn der Schlaf einen zeitweise doch übermannte. **Oft verhält sich die Nacht zum Tag wie die Angst zur Hoffnung.**

Doch mit wem ringe ich in diesen banger Nächten? Ringe ich mit Gott, so wie Jakob glaubte, mit Gott gerungen zu haben? In gewisser Hinsicht kann diese Frage mit ‚Ja‘ beantwortet werden. Zumindest können Gefühle wie Angst, Hader, Wut oder Zweifel als Ausdruck eines Glaubenskampfes verstanden werden. Zweifel an Gottes Liebe, Zweifel an Gottes Gegenwart oder gar Zweifel an Gottes Existenz – Zweifel, die einen befallen können, wenn man zum Beispiel das schwere Schicksal eines konkreten Patienten vor Augen hat. Unwillkürlich steigt da die Frage auf: Warum lässt Gott dieses Leid zu? Warum müssen Schmerz und Krankheit Teil der menschlichen Existenz sein? Zugegeben: Das sind die klassischen Fragen. Fragen, die seit jeher die Religionsphilosophen beschäftigen und auf die kluge Köpfe wie Augustinus oder Leibniz versucht haben, eine Antwort zu geben. Aber der Umstand, dass diese Fragen alt und vielfältig beantwortet worden sind, bedeutet nicht, dass wir sie leichtfertig abschütteln könnten. Diese Fragen sind immer wieder aktuell und akut. Immer wieder gibt es Situationen in meinem Berufsleben, in dem diese Problematik Raum greift, mich verfolgt und nicht loslassen will. Diese Kämpfe gehören zum Glaubensleben dazu genauso wie die lichten Momente: Es gilt, auch die spirituellen Krisen als Herausforderungen offensiv anzunehmen. **Denn ein Rückzug wird uns auf Dauer nicht weiterhelfen.**

*** MUSIKALISCHES ZWISCHENSPIEL (Fritz Baltruweit) ***

Auch Jakob nahm die Herausforderung an und ging gezeichnet und gestärkt aus dem Kampf hervor. Das Ringen mit dem eigenen Glauben hinterlässt bleibende Spuren – so wie Jakob an der Hüfte gezeichnet wurde. Ohne Wunden und ohne Narben geht der innere Kampf nicht ab: Denn wir werden aufgebrochen und oft so intensiv mit unseren Ängsten und Gefühlen konfrontiert, dass sich die Erinnerungen an diese Stunden des Ringens nachdrücklich in unser Gedächtnis einschreiben. Oft können wir uns aus unserer misslichen Lage nur befreien, wenn es uns gelingt, uns dem Schmerz zu stellen, der uns zu überwältigen droht. Aber was ist das auch für eine besonders schwierige Aufgabe für Jungen und Männer. Kennen wir das nicht alle: Ein Junge kennt keinen Schmerz. Wenn man keinen Schmerz kennen darf, wie ist es dann möglich, diesen wesentlichen Schritt zu tun. Und dennoch wissen wir, erst wenn dieser Augenblick gekommen ist, hören wir auf, unseren Geist zu verrenken: Immer auf der Suche nach einer Möglichkeit, dem Schmerz zu entfliehen. Und immer auf der Suche nach einer Antwort auf die Frage, wieso Gott das Leiden zulässt. Aus diesen Verrenkungen können wir uns nur lösen, wenn wir schmerzhaft lernen, dass uns Warum-Fragen nicht weiterhelfen. **Erst wenn wir die große Frage nach dem ‚Warum‘ loslassen, können wir uns aus dem Hebelgriff der eigenen Gedankenmaschinerie befreien.**

Vielleicht kämpfen wir also gar nicht mit Gott. Vielleicht meinen wir ja nur, wir würden mit Gott ringen, während wir tatsächlich gegen uns selbst angetreten sind: Gegen unsere Ängste und Unsicherheiten. Gegen unser ewiges Fragen-stellen, Wissen-wollen und Kontrollieren-müssen. Ringen wir nicht letztlich mit unserem eigenen Willen: Nämlich mit der Frage, ob

wir überhaupt bereit dazu sind, das Leben in seiner Widersprüchlichkeit und Komplexität zu akzeptieren, unser Schicksal und das Schicksal anderer anzunehmen? Es ist an uns, die Grenzen des Menschenmöglichen demütig anzuerkennen und zu erspüren, wann wir mit Gewalt etwas ändern wollen, was nicht zu ändern ist. So gehört es zum Arztsein notwendig dazu, für Leben und Gesundheit mit aller Kraft einzustehen und dabei doch nicht zu vergessen, dass das Leben trotz moderner Medizin und trotz des rasanten technisch-wissenschaftlichen Fortschritts prinzipiell unverfügbar bleibt. Ja, letztlich ringen wir alle – jeder an seinem Ort, in seiner Person und mit seiner Umwelt – mit der Frage: Wollen und können wir uns fügen?

Uns fügen. Wir uns – der Patient, seine Familie, das pflegerische Team, das Ärzteteam, ich, der ich die medizinische Verantwortung am Ende trage. Auf der Intensivstation– nach der Amputation des Armes – nicht zuerst Klage, Klage über das schwere Schicksal. Nein – Dank. Dank dafür, dass trotz allem Schmerz über den Verlust, das Leben gerettet werden konnte. Und neue Hoffnung. Unser Patient äußert seine Hoffnung, dass die transplantierte Niere es geschafft hat und nun vielleicht doch alles noch eine gute Wende nimmt. Wir sprechen über die Aussicht auf eine gelingende Zukunft, über Chancen, Möglichkeiten und neue Wege. Dann folgen weitere 12 Wochen. Nach dem Jahreswechsel sitze ich erneut am Bettrand, neben und hinter mir Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Transplantationszentrums, und nun weiß auch unser Patient, dass die Niere die langen Behandlungsnotwendigkeiten nicht überstehen wird, und dass die nächste schwere Last vor diesem jungen Körper liegt – eine erneute Dialysebehandlung.

Stille, ich spüre die Tränen in meine Augen treten, ich fühle, wie ich enttäuscht bin in der Hoffnung auf einen Trost für diesen Patienten und seine junge Frau und ich merke, wie ich an Dir zweifle Gott, zweifle an mir, an den Möglichkeiten der Medizin, am Menschen, so wie er in seiner Unvollkommenheit geschaffen ist. Doch auch der Zweifel gehört zum Glauben. Die Frage ist nur, ist er stärker als der Glaube?

In diesem Moment empfinde ich → Freiheit. Die Freiheit, mich ganz zu entscheiden für meinen Zweifel, mich zu verschließen, weitere Erfahrungen zu verweigern, oder die Augen und das Herz zu öffnen, zu öffnen für diesen Moment an diesem Bett, an diesem armen Herzen und zu spüren, wir sind nicht allein. Wir haben nicht nur enttäuschte Hoffnung, wir haben einen Gott, der mit uns trauert. Aus dieser Erfahrung, aus der Wahrnehmung, dass Gott sich in Beziehung setzt zu jedem Menschen, findet der Glaube ein Fundament und die Hoffnung neuen Nährboden. Glaube und Hoffnung im Sinne eines tiefen Wissens darum, nicht allein zu sein, nicht allein zu sein in diesen schweren oder auch in den guten Stunden unseres Lebens. Und ich merke, wie der Glaube und die Hoffnung auf Dich, Herr, eines in mir entstehen lässt, ein Geschenk, das ich als Bruderliebe bezeichnen würde. Bruderliebe. In diesem Moment. Diesem Menschen gegenüber.

„Nichts – nichts hat dich getrieben, zu mir vom Himmelszelt als das geliebte Lieben, damit du alle Welt, in ihren tausend Plagen und großen Jammerlast, die kein Mund kann aussagen, so fest umfangen hast.“ (Paul Gerhardt)

Das geliebte Lieben – Vielleicht ist das ja der Segen, von dem in der Jakobs Geschichte die Rede ist und der uns gewährt wird, wenn wir mit uns und unserem Zweifel bis zum Ende gehen. Wenn es uns gelingt, das Fragen nach dem ‚Warum‘ einzustellen und uns neu zu öffnen für Gott, dann entsteht Raum für Seine Gegenwart. Mit Moral und Intellekt wird uns dieser Zugang schwer fallen. Denn weder die Frage, warum Gott weiterhin zu dem listreichen und betrügerischen Jakob hält und sein Leben zum Guten wendet noch die Frage, warum gerade dieser Mensch schwer erkrankt und die Niere gerade dieses Patienten nicht funktionieren will, sind auf dieser Ebene unlösbare Rätsel. An diesen Nahtstellen der Existenz, an

denen wir zerbrechen können oder die uns für eine neue Sicht und Erfahrung öffnen können, hilft uns nicht mehr die reine Vernunft weiter, sondern der an den Zweifeln gestärkte, der in Frage gestellte und reflektierte Glauben. Diese Reflektion schärft den Blick und macht etwas erkennbar, was wir ansonsten häufig übersehen: Gott in unserem Alltag ist sichtbar: Wie Jakob nach seinem nächtlichen Kampf, so kann auch ich nach den Wochen des Ringens am Krankenbett für einige gefühlte Momente Gottes Präsenz spüren, kann in sein Angesicht schauen. Ich erkenne Gott im Gesicht meines Patienten, ich erkenne Gott in der Liebe, die mich ergriffen hat. Da weiß ich plötzlich mit dem Evangelisten Johannes: *„Und wir haben die Liebe erkannt und geglaubt, die Gott zu uns hat. Gott ist Liebe, und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm.“* (1. Joh 4,16) Deshalb: *„Geliebte, lasst uns einander lieben! Denn die Liebe ist aus Gott, und jeder, der liebt, ist aus Gott geboren und erkennt Gott.“* (1. Joh 4,7)

Es gibt eine Passage im Evangelium nach Matthäus, die wir im Mittelpunkt auch der Bibelarbeiten des Ökumenischen Kirchentags in Augenschein genommen haben, in dem folgende Rede Jesu berichtet ist: *„Kommt her, ihr Gesegneten meines Vaters, ererbt das Reich, das euch bereitet ist von Anbeginn der Welt! Denn ich bin hungrig gewesen und ihr habt mir zu essen gegeben. Ich bin durstig gewesen und ihr habt mir zu trinken gegeben. Ich bin ein Fremder gewesen und ihr habt mich aufgenommen. Ich bin nackt gewesen und ihr habt mich gekleidet. Ich bin krank gewesen und ihr habt mich besucht. Ich bin im Gefängnis gewesen und ihr seid zu mir gekommen.“* Diese Bibelstelle hat mir immer dabei geholfen, zu verstehen, was es bedeutet, wenn Jakob Gott von Angesicht zu Angesicht begegnet. Die Worte Jesu können mir auch erklären, was am Krankenbett geschehen ist: Im Nächsten kann uns Gott begegnen und in der Liebe können wir Ihn erkennen. Die Gottesbegegnung ist dann nicht mehr etwas Exklusives, das nur den Stammvätern im Alten Testament widerfährt. Die Gottesbegegnung wird etwas, das uns jederzeit geschehen kann, wenn wir offenen Herzens und guten Willens sind. **Im positiven Sinne können wir sagen: Es ist etwas durchaus Alltägliches, Gott von Angesicht zu sehen. Wir sind uns dem Wunder dieser Begegnungen nur oft nicht bewusst.**

Wir alle sind nach dem Bilde Gottes erschaffen und sind geliebte Kinder Gottes. Christus, als der Erstgeborene, ist unser Urbild und der erste Erbe des Gottesreiches. Wir Menschen sind seine Schwestern und seine Brüder. Ungeachtet unserer Nationalität, unserer Hautfarbe, unseres Geschlechts oder der Stellung, die wir in der Gesellschaft innehaben. Jeder einzelne Mensch ist Schwester oder Bruder Christi, ist gleichermaßen Kind und Ebenbild Gottes. Obwohl uns familiäre Beziehungen vertraut sind – wir alle haben Mutter und Vater, die meisten haben Geschwister – fällt es uns manchmal schwer, in der Tiefe zu erfassen, was mit diesem Bild wirklich gemeint ist.

Der Umstand, dass mir Gott in meinen Patienten begegnen kann, kommt auch in einem anderen Bibeltext zum Ausdruck, der mir im Zusammenhang mit meinem Beruf als Arzt besonders wichtig geworden ist: Das Gleichnis vom barmherzigen Samariter. Wir alle kennen die Geschichte des Samariters, der sich einem Verletzten ohne Wenn und Aber zuwendet, weil dieser nach einem Überfall in große Not gekommen ist. Damit steht er im deutlichen Gegensatz zu den frommen Männern, die diesen einfach links liegen lassen.

Doch was ist das Entscheidende bei diesem Gleichnis? Die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Religion, zu einer ausgewählten Volksgruppe. Spielt das eine Rolle? Nein. Das ist eine Botschaft, die mir sehr wichtig ist und die auch mein Engagement im Rahmen des 2. Ökumenischen Kirchentags erklärt. Ich bin davon überzeugt, dass im Laufe der Religionsgeschichte zwischen vielen Christen künstliche Grenzen errichtet worden sind – Grenzen, die uns von-

einander trennen und manchmal sogar unser Herz verschließen. Daher brauchen wir weniger Institution und mehr Christus! Ein Festhalten an einer allzu engherzigen Frömmigkeit steht einer wirklichen Hinwendung zum Menschen im Sinne Christi eher im Weg.

Da ist ein Mensch, der meine Hilfe, meine Fähigkeit und meine konkrete Zuwendung braucht. Es sollte eigentlich nichts Unmögliches verlangt: Keine Wunderheilung, keine allumfassende Antwort auf die Frage, wie Gott das zulassen konnte. Es geht lediglich darum, sich dem Verletzten, dem Kranken in Ehrfurcht vor dem Leben zuzuwenden. Es geht schlicht um Mitmenschlichkeit. Und damit erfüllt sich das, worauf Jesus mit dem Gleichnis antwortet: Sich seinem Nächsten zuzuwenden und damit das höchste Gebot zu erfüllen und das ewige Leben zu erben.

Es ist also die konkrete, die liebende Zuwendung: nicht nur, dem anderen zu helfen, sondern ihn auch wahrzunehmen, bei ihm zu sein, ihn in seinen Ängsten und Nöten zu erkennen. Da kann ich ein noch so guter Arzt sein, der die besten und erfolgreichsten Therapien anwendet. Aber wenn dies nicht in der liebenden Zuwendung geschieht, so bleibt es nichtig und leer. Hätte ich die Liebe nicht, so wäre alles nichts. (vgl. 1 Kor 13) Ich versuche, meinen Dienst am Menschen so zu gestalten, dass ich Gott nahe komme. Das ist nicht immer leicht. Oft gelingt es mir auch nicht. Aber es gibt Momente – und Sie alle kennen das – schließen Sie einen Moment die Augen und dann wird es deutlich – in denen sich etwas ereignet, was ich mit dem Heil beschreiben würde, das Gott uns schenkt. Momente, in denen mir Christus selbst in meinem Gegenüber begegnet. Dann passiert Heil und Heilung.

Das christliche Menschenbild erklärt, was uns ein allzu mechanistisches Verständnis ärztlicher Theorie und Praxis vorenthält. Zwar mag man manchmal den Eindruck gewinnen, die Mechanisierung stehe im engsten Zusammenhang mit den erkennbaren Fortschritten der medizinischen Wissenschaft und Technik, aber – was den Fortschritt getragen, hat auch eine Gefährdung gebracht. So jedenfalls darf man es wohl annehmen für eine allzu mechanistische Grundauffassung des Menschen selbst. Die Vorstellung, die Descartes besonders vorgebracht hat und die sich im Materialismus und Positivismus weiterentwickelte, nämlich das der Mensch als eine hochdifferenzierte Apparatur zu verstehen sei, war und ist für das wissenschaftliche, medizinische Denken eine große Versuchung. *„Die in der modernen Technik verborgene Macht bestimmt das Verhältnis des Menschen zu dem, was ist“*, schreibt der Philosoph Martin Heidegger. Die Natur wird zu einer einzigen riesenhaften Tankstelle, zur Energiequelle für die moderne Technik und Industrie und für den Menschen selbst. *„Die Mächte, die den Menschen überall und stündlich in irgendeiner Gestalt vor technischen Anlagen und Einrichtungen beanspruchen, fesseln, fordern und bedrängen – diese Mächte sind längst über den Willen und die Entscheidungsfähigkeit des Menschen hinausgewachsen. Dabei ist jedoch das eigentlich Unheimliche nicht dies, das die Welt zu einer durch und durch Technischen wird. Weit unheimlicher bleibt, dass der Mensch für diese Weltveränderung nicht vorbereitet ist, dass wir es noch nicht vermögen, besinnlich denkend in eine sachgemäße Auseinandersetzung mit dem zu gelangen, was in diesem Zeitalter eigentlich heraufkommt“*. Die Gefahr, dass der Vorgang der Heilung immer mehr den Charakter eines chemischen Prozesses erhält und damit jeder Einzelne seine Individualität verliert, ist einem solchen Denkschema groß. Es kommt zu Typisierung – nicht wie in der Transplantationsmedizin zwischen gespendeten Organen und Empfänger – sondern zu vereinfachten Sichtweisen, mit all den Folgen, welche das für Diagnose und Therapie haben muss. Gerade in den Brüchen eines medizinischen Behandlungskonzeptes brauchen wir ein Krankheitsverständnis, das die Krankheit als einen Lebensvorgang begreift und das Heilen als einen Akt, der dem Leben hilft, nicht als Reparatur eines Maschinendefektes. Deshalb erscheint es mir wesentlich, an die Ehrfurcht vor dem Leben und

die Sympathie für dasselbe zu appellieren und dies nicht zu tun aus Sentimentalität, sondern aus der Erkenntnis, dass dies zum Wesen des Heilungsprozesses gehört.

Noch einmal zurück ins Krankenzimmer...

11. Januar 2010:

Die Entmutigung ist noch einmal zurückgekehrt. Unser Patient ist schwächer geworden, die Untersuchungsergebnisse haben sich verschlechtert. Die Mitarbeiter erbitten die Erlaubnis, das palliativmedizinische Team einzubeziehen, es fehlt an Worten und das Gefühl des eigenen Versagens wird immer deutlicher. Es gibt keinen schlüssigen, kausalen Therapieansatz mehr und die Fortführung der umfangreichen medikamentösen Behandlung scheint den Körper mehr zu schwächen als Krankheitssymptome zu bekämpfen. Also entschieden wir, alle Medikamente weitestgehend abzusetzen und unsere scheinbare Kontrolle über den Organismus aufzugeben. Dies tun wir in der Hoffnung, mögliche Nebenwirkungen der Medikamente könnten wenigstens zum Teil Ursache des schweren Krankheitsbildes sein.

In den nächsten 14 Tagen werden wir Zeugen der Existenz Gottes: Unser Patient findet ins Leben zurück, seine Stimmung hellt sich auf, seine körperlichen Symptome sind rückläufig, er gewinnt an Appetit, an Mut, auch an Witz und Zuversicht. Viele empfinden es wie ein Wunder – und das ist es wohl auch, wenn wir Wunder gleichsetzen mit der Erfahrung Existenz Gottes. An einem Freitag Ende Januar 2010 haben wir den Patienten entlassen. Sicher auf einem noch langen Weg, aber in eine Zukunft – daran glaube ich und darauf hoffe ich. „Was bei den Menschen unmöglich ist, das ist bei Gott möglich“, so die Jahreslosung für 2010.

Das also ist für mich die Essenz der Geschichte von Jakobs Kampf am Jabbok. Das sind die persönlichen Gedanken und Erfahrungen, die bei mir in Resonanz gehen, wenn ich diese Bibelverse lese und auf mich wirken lasse. Sie berühren mich, weil ich sie in Beziehung setzen kann zu den Kämpfen, zu dem Ringen in meinem Leben. Und dieses Ringen findet nicht nur als Arzt am OP-Tisch oder am Krankenbett statt, es ist Teil meines Alltags. So wie es Teil des Lebens eines jeden Mannes und einer jeden Frau ist, dieses Ringen zu integrieren. Und deshalb sind mir Symbolgehalt und die psychologische Wahrheit wichtig, die ich in dieser biblischen Geschichte spüre.

Über die Feinheiten und Tücken der theologischen Exegese habe ich hier nicht gesprochen: So habe ich nicht darüber gesprochen, wie viele Textschichten wir in dieser Perikope mittels der literarisch-kritischen Methode auffinden können. Obwohl es ja interessant ist, zu erfahren, dass die Geschichte möglicherweise auf eine vorisraelische Erzählung zurückgeht und der Held der Geschichte des Nachts nicht etwa Gott begegnet, sondern mit einer Art Dämon ringt. Das ändert natürlich den Blick auf die Bibelstelle und hilft dabei, die anfangs von mir aufgeworfenen Fragen nach der für mich zunächst irritierenden Gottesvorstellung zu klären. Wenn man das historische Gewordensein des Textes mit einbezieht, so lösen sich einige Spannungen auf, die ich auf praktischer Ebene aufgelöst habe: Ich habe auf die Empirie Gottes hingewiesen, darauf, dass wir Gott erfahren und spüren können – darauf, dass wir in der Liebe und Gnade Gott begegnen.

Für mich und mein Leben ist es daher nicht so relevant, ob der Text den Brauch erklären wollte, warum „Israeliten nicht das Muskelstück auf dem Gelenk der Hüfte“ essen. Für mich ist es auch nicht so wichtig, ob der Text die Aufgabe hatte, die Herkunft des Namens Israel, der Gottesstreiter bedeutet, herzuleiten. Und für mich ist es auch nicht so wichtig, ob die Geschichte von Jakobs Kampf ursprünglich auf eine lokale Heiligtumslegende zurückgeht, also

auf eine Legende, die erklären sollte, wie es dazu kam, dass der Ort am Flusse Jabbok den merkwürdigen Namen Pnuël erhielt – Pnuël bedeutet soviel wie ‚Gottes Angesicht‘.

Was aber ist mir wichtig? Ich bin davon überzeugt, dass die heilige Stätte mit dem Namen Pnuël überall sein kann und überall ist. Wir können Gott an jedem Ort, in jeder Situation und in jedem Menschen begegnen. Das Angesicht Gottes zeigt sich uns, wenn wir uns auf diese Erfahrung einlassen und das Unbegreifliche der göttlichen Gegenwart zulassen. Dies geschieht, wie ich zu zeigen versucht habe, nicht ohne Brüche und nicht ohne inneren Kampf. Manchmal müssen wir uns unseren Ängsten und Zweifeln stellen, mit ihnen ringen, um Gottes Wirklichkeit zu erkennen und den Segen der Liebe zu empfangen. Dann aber erscheint uns Gott schließlich als der wahre Freund des Lebens, als der Gott, der von sich sagt: „ego enim Dominus sanator tuus“ (Vulgata). „*Ich bin der HERR, dein Arzt.*“ (Luther 1984)

Sind wir hier nicht Beschenkte Gottes? Wir sprechen bisweilen das Wort ‚Liebe‘ mit Scheu aus. Aber ist es nicht immer noch der treffendste Ausdruck dafür, was hier als Stärkung wirksam wird? Unsere Angst steht dem entgegen, in der inneren und äußeren Welt. Sie suggeriert uns das Dogma des Wissens und weiß sich damit auf Dauer erhalten. Und aus unseren Gottesbegegnungen werden Halluzinationen, Sinnestäuschungen, Wahnideen.

Mehr Leben im Männerleben! – Aufbrechen, Standhalten – das ist die Überschrift dieses zweiten Männertages hier an diesem heiligen Ort an der Michaeliskirche in Hildesheim. Und hier und jetzt rufe ich Ihnen, Euch Brüdern, zu: Brecht auf, seid aufrecht, haltet stand. Dann lässt sich Euer Leben zusammenfassen in der Bereitschaft: Mutig zu sein zu dem Seltsamsten, Wunderlichsten und Unaufklärbarsten, das uns begegnen kann. Die Angst vor dem Unklaren hat das Dasein jedes einzelnen von uns ärmer gemacht, auch die Beziehungen unter uns sind dadurch beschränkt, gleichsam an der Uferstelle verodet. Dass wir uns dem nicht Absehbaren nicht gewachsen fühlen, lähmt uns. Aber nur wer auf alles gefasst ist, wer nichts, auch das Rätselhafteste nicht ausschließt, wird die Beziehung zu einem anderen als etwas Lebendiges leben und wird selbst sein eigenes Dasein ausschöpfen. Und wer weiß: Vielleicht begegnet uns dann in unserem täglichen Ringen Gott. Darauf, liebe Brüder, dürfen wir gefasst sein.

AMEN

Ich bedanke mich für die Mitbearbeitung dieser Bibelarbeit insbesondere bei meinem Mitarbeiter Herrn Florian Jeserich herzlich!

Ich bitte, diesen Text nur für den persönlichen Gebrauch zu verwenden.

Bayreuth, den 10. Juni 2010,
Prof. Dr. Dr. Dr. h. c. Eckhard Nagel